

Kopp-Oberstebrink, Palzhoff, Tremml (Hrsg.)

Jacob Taubes – Carl Schmitt



Herbert Kopp-Oberstebrink,  
Thorsten Palzhoff, Martin Tremml (Hrsg.)

# Jacob Taubes – Carl Schmitt

Briefwechsel mit Materialien

Wilhelm Fink

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2012 Wilhelm Fink Verlag, München  
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn  
Printed in Germany

ISBN 978-3-7705-4706-7

# INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung der Herausgeber .....	7
------------------------------------	---

## KORRESPONDENZEN UND TEXTE

Briefe Jacob Taubes – Carl Schmitt 1955 – 1980. ....	19
Briefe an Dritte und Vierte / Briefe von Dritten und Vierten 1948 – 1987 .....	115
Texte von Jacob Taubes zu Carl Schmitt und zur Politischen Theologie .....	209
Eintragungen in das Gästebuch der Familie Mohler 1958–1977	265
Abbildungen .....	268

## ANHANG

Martin Tremml: Paulinische Feindschaft. Korrespondenzen von Jacob Taubes und Carl Schmitt. ....	273
Zeittafel .....	305
Abbildungsnachweis .....	312
Verzeichnis der Briefe und Texte .....	313
Abkürzungs- und Siglenverzeichnis .....	317
Personenregister. ....	321

MARTIN TREML

## PAULINISCHE FEINDSCHAFT

KORRESPONDENZEN VON JACOB TAUBES  
UND CARL SCHMITT

### *Auftreten und Wirken (un)gleicher Geister*

Jacob Taubes (1923-1987) und Carl Schmitt (1888-1985) zählen zu den umstrittenen, aber auch faszinierenden intellektuellen Figuren der Bundesrepublik: hier der jüdische Denker und Religionsphilosoph, ausgewiesener Kenner der apokalyptischen Strömungen in Judentum, Christentum, Gnosis samt ihren Folgen, die – nicht nur im christlichen Sinn – Filiationen innerhalb der Antike und ihres Nachlebens darstellen, dort der katholische Autor und Staatsrechtler, bekannt als Wortführer politischer Theologie, berüchtigt für seinen „aufhaltsamen Aufstieg zum ‚Kronjuristen‘“ des Nationalsozialismus (*Mehring*)\* – ein Umstand, der sein Werk bis heute tief verschattet. Taubes und Schmitt haben polarisiert und tun es immer noch. Zu Lebzeiten provozierten sie durch ein Verhalten, das vielen als gemein, willkürlich, oft auch irritierend erschien, weil es übliche akademische Kabalen und Winkelzüge auf brüske Weise überschritt. Auch ergriffen sie rücksichtslos Partei, selbst bis zur fast völligen Isolierung: etwa wenn sich Schmitt 1933 als einziger aus der Kölner Juridischen Fakultät weigerte, für den Kollegen Hans Kelsen zu sprechen, als dieser von den Nationalsozialisten entlassen worden war (vgl. *Rüthers*), etwa

---

\* Alle kursiv gesetzten Eigennamen im Fließtext – sowohl in als auch außerhalb von Klammern – beziehen sich auf die hier verwendete Literatur, die am Ende nachgewiesen wird.

wenn Taubes sich in erbitterte, persönliche Verletzungen bereitwillig in Kauf nehmende, akademische Kämpfe verstrickte, die er Ende der 1970er Jahre am notorischen Fachbereich 11 der Freien Universität Berlin [im Folgenden: FU] gegen nahezu alle führte.

Doch verstanden es beide auch, geistig anzuziehen und intellektuell anzuregen, wenn sie Debatten begannen oder in sie eingriffen und Ideen aufnahmen, eben eine akademische Kardinaltugend aufs Beste beherrschten: das Verknüpfen von Wissen zwischen den Fächern, um persönliche oder sachliche Verbindungen für neue Fragen produktiv zu machen. Gerade durch die Missachtung gesetzter Grenzen ihrer jeweiligen Disziplin vermochten sie zu einer reicheren Erkenntnis vorzudringen. Darin sind sie Pioniere: Schmitt am Schnittpunkt von staatlichem Recht und christlicher Religion, Taubes in den Konstellationen jüdisch-christlicher Debatten jenseits aller konfessionell betriebenen Bemühungen um Dialog und Versöhnung. Weil ihr Einsatz als Denker – ungeachtet von Eskapaden und Eklats – ein geistig-existentieller war, wirken ihre Impulse weiter, in den letzten Jahren sogar zunehmend, davon zeugen die amerikanischen Übersetzungen, die viele ihrer Schriften und Texte erfahren haben, davon zeugt das Interesse, das sie gerade bei Jüngeren in Europa, Israel und den USA finden, die Philosophie, Jüdische Studien, Kultur-, Literatur-, Religionswissenschaft betreiben. Was zog und zieht an ihnen so sehr an?

Oft ist es schon der Ton. Liest man ihre Briefe und Bücher, ihre Aufsätze und Gespräche, so erheischt Bewunderung, wie sie ihre Überlegungen vortragen, lässt sich darin doch Dringlichkeit und Knappheit der Zeit, Fülle und Kraft des Stoffs vernehmen. Ihre Texte vermögen deshalb als so eindringlich zu wirken, weil sie vom Widerhall der verhandelten Gegenstände selbst gebildet sind, denen nichts aufgenötigt wird. Taubes und Schmitt gehören ebenso wenig einer Schule an, wie sie selbst eine gegründet haben. Aber ohne Einfluss sind sie deshalb nicht geblieben, eher im Gegenteil. Was sie redeten und schrieben, das klingt in seinen besten Momenten gerade nicht akademisch blechern: nicht wie „ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“ – so der Apostel Paulus, als er seiner Gemeinde erklärte, wie es sich anhöre, „mit Menschen- und Engelszungen“, aber ohne Liebe (*agápe*) zu reden (Erster Brief an die Korinther 13,1).

Dass in den Momenten ihrer unseligen Einlassungen Taubes und Schmitt gerade das taten, ist unbestritten. Wenn beide auch oft keine

Agape gegenüber Kollegen, Mitstreitern, Zuhörern übten, so waren sie doch vom Eros für Autoren, Bücher, Stoffe getrieben. Das geschah nicht zuletzt aus der Einsicht, dass Erkenntnis nicht umstandslos zu haben sei. Darin liegt ein anti-egalitärer Anspruch, gewiss: aber man kann, nimmt man christliche und jüdische Mystik beim Wort, behaupten, dass es Hierarchien des Wissens gibt, die gefahrlos nicht zu erreichen sind, selbst noch in ihrem Nachleben in der Dialektik der Säkularisierung. Nicht umsonst spielten beide in oft scherzhafter Weise auf Formen und Überlieferungen des Wissens der frühen Neuzeit an: Arkana, die nicht nur „Staatsgeheimnisse“ oder das je Eigene, sondern auch ein unausgesprochenes Mitschwingen in langen Traditionsketten bedeuten, seien sie jüdisch oder katholisch, seien sie abendländisch oder europäisch.

Auch haben Taubes und Schmitt bei allem Kalkül ihre Gegenstände zumeist nicht aus Karrieregründen gewählt, sondern weil sie ihnen brennende Fragen eröffneten, mögen die darauf gegebenen Antworten heute so problematisch sein wie die „Freund-Feind“-Unterscheidung Schmitts oder die Universalisierung der Gnosis bei Taubes. Einmal gestellt, sind sie doch unerledigt geblieben und verweisen auf Virulentes: was es mit der Gerechtigkeit im Recht, mit dem Heil in der Philosophie, mit dem Wissen für die Erlösung auf sich habe. Etwas von der Aura, die diese Fragen umgeben, hat *Dieter Henrich*, bis zum Wintersemester 1964/65 Kollege am Philosophischen Seminar der FU, in seinem noblen, doch nichts beschönigenden Nachruf auf Taubes mitgeteilt:

Von ihm ging jenes Feuer aus, das sich nur an weit ausgreifenden Gedanken entzündet. Und seine Rede ging stets darauf, alles und alle, die sich ihrer Kräfte in eng gezogenen Kreisen versicherten, dem Maß solcher Gedanken zu unterwerfen. Den Anspruch, unter den er sich so auch selbst stellte, hat er in dem, was er erarbeitete, nicht eingelöst. Aber er war bewährt in den Gesprächen, die er suchte und inspirierte und die er dann genoss, wenn in ihnen die Dimensionen von Weltverwicklungen und von historischem Geschick aufgeschlossen waren.

Was Henrich hier in die säkularisierte Form des „Anspruchs“ fasst, erhält seine Ausdruckskraft vom biblischen Gottesfeuer, als das Jahwe dem Volk in der Wüste nächtens voran zieht, um ihm den richtigen Weg zu weisen. Weil dieses Feuer die Macht zur Vernichtung besitzt, kann man in seinem Zeichen auch scheitern – so schon Moses, der nur vom Berg Nebo aus, auf dem er sterben sollte, sehnsüchtig ins Verheiß-

ne Land blickte (vgl. Deuteronomium 32,49), das er seiner Sünden wegen nie betrat.

In ihrer Aufmerksamkeit glichen sich Taubes und Schmitt ebenso wie in der Sensibilität für den Klang der Sprachen, in denen sie schrieben. Sie waren keine Schriftsteller im eigentlichen Sinn – wenngleich sich Schmitt in seiner Jugend als ein solcher versuchte und zeitlebens eine Neigung zu Epigramm, Parodie, Reim besaß. Zur deutschen Literaturgeschichte zählen die *Schattenrisse* (vgl. *Villinger*), die er 1913 unter dem Pseudonym des „Johannes Negelinus“ – eines der „Dunkelmänner“ der Reformation – mitverfasste, und, wenngleich ambivalenter zu beurteilen, auch „Die Fackelkraus“, ein Ergebnis der zeitweiligen Freundschaft zum katholischen Dandy *Franz Blei* und Beitrag zu dessen *Das große Bestiarium der Modernen Literatur* (zuerst 1920 als Privatdruck). Blei hatte sein letztes Buch, das in Deutschland erscheinen konnte, *Talleyrand oder der Zynismus* (1932), mit folgender Widmung versehen: „Für Carl Schmitt in Freundschaft und Verehrung“. Danach frönte Schmitt seiner literarischen Leidenschaft nur mehr in privaten Aufzeichnungen. Auch hat er als einer der ersten den von ihm verehrten Dichter Theodor Däubler kritisch gewürdigt und von diesem ein Wort bezogen, das sein Denken und das Selbstverständnis der eigenen Existenz erschließt: „Der Feind ist meine eigene Frage als Gestalt“ (vgl. *Ritter 2008*).

Von Taubes gibt es zwar nichts Vergleichbares, aber sein Stil würde eine eigene Untersuchung verdienen. Die Nähe zum Expressionismus ist geradezu frappant – nicht so sehr als literarischer Bewegung, sondern als Gestus der Reflexion. Es ist die des raschen Zugriffs, der brüskten Setzung ohne lange Ausführung oder Erklärung, allesamt Elemente eines imperialen Stils des Lateinischen, das auch Schmitt beherrschte und das hier Einzug in die deutsche Sprache hält wie das Hebräische in Luthers Bibelübersetzung. Darin zeigt sich eine Ähnlichkeit der Epochen, wie Taubes sie selbst zu ziehen pflegte: *post 1500* und *post 1900*, ähnlich in nationalem Bestreben, apokalyptischer Endzeitstimmung und Judenhass.

Taubes erscheint geradezu als der letzte expressionistische Denker des deutschen Judentums, der „den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetsmantels noch gefangen“ hat – wie Franz Kafka schrieb, den Taubes selbst „den Raschi vor Auschwitz“ nannte, ihn also mit Salomon ben Isaak aus Troyes verglich, dem bedeutendsten Bibel- und Talmudkommentator, dessen Auslegungen sich in allen Rabbinerbibeln und Talmudausgaben finden.

Kafka ist der hellsichtige Schriftsteller des europäischen Judentums vor der Vernichtung und Taubes einer seiner Exegeten, wie es auch *Walter Benjamin* und *Gershom Scholem* waren. Dieser, Taubes' verräterer, aber auch selbst verrätender Jerusalemer Lehrer – auf die näheren Umstände ist hier nicht einzugehen –, erklärte in einem Brief an Benjamin, Kafka habe das Revers der kabbalistischen Lehre dichterisch ausgedrückt, indem er gerade nicht die von Gott erschaffene Welt gepriesen, sondern ein „Nichts an Offenbarung“ bezeugt habe. *Erich Auerbach*, ein anderer Stichwortgeber für Taubes, hat Kafka wegen „des Grauenhaften und des Grotesken“ bei Apuleius, aber auch wegen der bei beiden begegnenden besonderen „Art der Erotik“ zu einer Zeit gewürdigt, als Kafka – außerhalb zionistischer Kreise – noch weitgehend unentdeckt war. Durch diesen Hinweis hat er auf die Nähe beider Schriftsteller hingewiesen: des antik römischen zum modern jüdischen, und so auf elegante Weise Rom mit Jerusalem versöhnt. Über Auerbach im Zusammenhang mit Benjamin hielt Taubes an der FU ein Seminar im Sommersemester 1978, zu Beginn der Hochzeit seines Briefwechsels mit Schmitt. So schließen sich Kreise, stellen sich Korrespondenzen her, die von beiden selbst gezogen, selbst verfasst sind.

Schließlich erweisen sich Taubes und Schmitt als vom Überschuss ihrer Religionskulturen bewegt, die sich in der Moderne nicht erledigt, sondern in säkularisierten Formen stets weiter behauptet haben. Damit ist nicht der Einsatz für eine politische Theologie gemeint, sondern vielmehr das Nachleben der Religion(en) überhaupt. Auch in Derivaten und im Diminutiv bestehen sie fort, sie wirken außerhalb ihres konfessionellen Bereichs sogar in besonders anhaltender Weise. Hoffnungen, Ängste, Wünsche bündeln sich in ihnen, nehmen in den symbolischen Formen der Religionen Gestalt an, erfahren in ihnen eine Übersetzung als kultureller Code, der selbst jedoch eine allgemeine Verbindlichkeit erheischt. Darum kann man mit nur wenig Übertreibung sagen, dass wir *kulturell* – nicht *religiös* – alle „Christen“ sind, wenngleich „schlecht getauft“ – um ein Aperçu Sigmund Freuds aufzunehmen. Gemeint ist eine Verhaltensweise zur Religion, die in ein Unbehagen an ihr umschlägt, sie als „Abjekt“ (Julia Kristeva) zu erkennen meint und sich projektiv an Vertretern *anderer* Religionen entlädt.

Taubes setzte auf das messianische Heilsversprechen des Judentums. Es erstrebt nicht nur das Ende aller Verfolgungen, sondern Gerechtigkeit und Frieden auf Erden insgesamt, zusammengefasst in Bildern von

der Heimholung der zwölf Stämme Israels oder der Völkerwallfahrt nach Zion. Diese Erlösung geht mit der Fülle des Wissens, mit ekstatischer Selbsterkenntnis einher, die dann keiner Vermittlung mehr bedarf und Reflexion als solche übersteigt. Wie Paulus sagt: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht“ (Erster Brief an die Korinther 13,12).

Schmitt war von der christlichen Macht durch den „Aufhalter“ – im neutestamentlichen Griechisch den *katechon* – fasziniert und je älter er wurde, desto mehr, bis hin zur Identifikation. Der Katechon wird in die Bibel durch eine pseudopaulinische Schrift eingeführt, in der eine böse endzeitliche Figur, der „Widersacher“, von einem aufgehalten wird, der dann nicht mehr näher beschrieben wird: dem Katechon (vgl. Zweiter Brief an die Thessalonicher 2,6-7). Dadurch verschiebt sich aber auch der „Tag des Herrn“ als das endzeitliche Gericht über den Kosmos: die Vernichtung der meisten, die Errettung der wenigen – auch er ist aufgehalten. Der Katechon ist eine zutiefst katholische Figur, denn Luther dachte eschatologisch viel beschleunigter, war für ihn doch der Widersacher als Antichrist in Gestalt des Papstes bereits gekommen (vgl. *Grossheutschi*). Was sollte da noch ein Aufhalter bewirken?

Auf Zeitlichkeit bezogen, erweisen sich beide religionskulturelle Figuren als solche der Dehnung. Für das Konzept des Katechon ist das ohne weiteres einsichtig, doch auch auf den Messianismus trifft es zu. Kommt der Messias nach jüdischer Vorstellung jeden Moment und birgt er in sich eine ungeheure Explosionskraft, so erfordert er doch ein beständiges Warten. Wie *Benjamin* in einer Fassung von *Über den Begriff der Geschichte* schrieb, die er Hannah Arendt überließ:

Bekanntlich war es den Juden untersagt, der Zukunft nachzuforschen. Die Thora und das Gebet unterweisen sie dagegen im Eingedenken. Dieses entzauberte ihnen die Zukunft, der die verfallen sind, die sie bei in [! M.T.] Wahrsagern Auskunft holen. Den Juden wurde die Zukunft aber darum doch nicht zur homogenen und leeren Zeit. Denn ihr war jede Sekunde die kleine Pforte, durch die der Messias treten konnte.

Historisch antwortet dem, was Scholem als die „konstitutionelle Schwäche“ des Judentums beschrieben hat:

Die jüdische so genannte „Existenz“ hat das Gespannte, niemals sich wahrhaft Entladende, das nicht Ausgebrannte an sich, das, wo es sich in unserer

Geschichte entlädt, mit einem tönlichen Wort dann als Pseudo-Messianismus verschrien, oder sollte man sagen, entlarvt wird. (*Scholem 1977*)

Taubes war in dieser Hinsicht ein „schlechter“ Jude, weil er das Historische existentiell auffasste. Er verausgabte sich bis zur Erschöpfung, beschleunigte das Kommen des Messias weniger, als dass er es in kurzen Momenten schockhafter Erfüllung – sei sie intellektuell, sei sie erotisch – vorwegnahm und sich entladen ließ. Das ist „Pseudo-Messianismus“ – um ein „tönliches Wort“ zu gebrauchen. So nahm Taubes den Zug eines Hochstaplers an, den viele an ihm beklagten. Freilich tragen ihn alle Messiasprätendenten Israels an der Schwelle zur Moderne, von Schabbtai Zwi bis Jakob Frank, sie haben alle diesen Makel des Nihilismus und der „Heiligkeit der Sünde“. Mit Scholem kann man darin sowohl eine Form religiöser Erfüllung als auch ein Zeichen der Emanzipation des Judentums vom Ghetto erkennen (vgl. *Scholem 1984*). Aber man erblickt darin ebenso das Obsoletwerden von Religion überhaupt, die zum letzten Mal ihre spektakuläre, alle und alles verzaubernde, die Verhältnisse umstürzende Macht zeigt, bevor sie im Säkulum sternschnuppengleich vergeht. Die charismatischen „Gerechten“ (Zaddikim) der ostjüdischen Mystik, des Chassidismus, stehen hingegen noch vor dieser Schwelle, und der Preis, den ihre Anhänger dafür bezahlen, ist ein Herausfallen aus der Zeit, die ihnen einzig als Heilszeit wahrnehmbar wird. Auch Taubes erschien manchen – wenn er samt Entourage in die Synagoge kam oder an häuslichen Feiern teilnahm (vgl. *Neiman*) – als ein solcher „Wunderrebbe“ (Michael Brenner) und in Mea Shearim, dem chassidischen Viertel Jerusalems, hat er gerne verkehrt und gebetet. Überhaupt haben chassidische Gelehrte seinen Familien väterlicher- wie mütterlicherseits über Generationen angehört.

Im Unterschied zu Taubes, der vor allem in den letzten fünfzehn Jahren seines „Leben[s] in extremen Spannungen“ häufig an „psychischen und physischen Krisen“ (*Brentano*) litt, ohnehin aber äußerst labil war und vierundsechzigjährig an Krebs starb, wurde Schmitt immer älter und älter. Er war gleichsam Katechon seines eigenen Lebens und Sterbens, atmete den Atem der katholischen Kirche bei allem Missbehagen ihr gegenüber – jener mit Judentum und Islam antiken Religion Europas. Schmitt wurde langsam und alt wie eine Schildkröte, seine Schrift war nahezu unlesbar, und allen Versuchen, ihm doch noch einen Text abzurufen, stand er ablehnend gegenüber. Auch Taubes sollte es nicht

gelingen. Aber Schmitt war zu Gesprächen bereit, die freilich unter genauen Bedingungen gestellt waren (vgl. Brief 9). Erst als wirklich Uralter verlosch er, gebrochen vom Krebsstod der einzigen Tochter. Dement geworden, hörte er Stimmen, die ihn bedrängten und verfolgten (vgl. *Hüsmert*).

### *Orakel und Renegat*

Schmitt, den von 1933 bis 1936 öffentlichen und eifrigen Propagandisten des Nationalsozialismus – das nicht nur innerhalb der akademischen Welt, sondern auch für den juristischen Beruf insgesamt –, ihn hat die SS zweimal ausmanövriert. Zuerst wurde er in seiner gesuchten Wortführerschaft durch ihn persönlich diffamierende Artikel kaltgestellt, die *Das Schwarze Korps* – die von Gunter d’Alquen, Mitglied des Reichskultursernats, geführte Wochenzeitung der SS – Ende 1936 brachte, ein perfides, gleichwohl für das Regime übliches Unternehmen. Darüber ist viel geschrieben worden, Be- und Entlastendes. Weniger bekannt, wenn auch von *Andreas Koenen* und *Ulrich Herbert* schon vor Längerem ausführlicher dargestellt, ist die Kritik, die Schmitts Großraumtheorie der späten 1930er – die er nach dem Krieg fortsetzte – durch Rezensionen von Werner Best erfuhr. Der Jurist und – bevor er in Ungnade fiel – enge Mitarbeiter von Heydrich im Reichssicherheitshauptamt erklärte 1940/41 – damals als Chef der Innenverwaltung im besetzten Frankreich –, dass Schmitts Konzept nicht „völkisch“ gefasst und darum für den Nationalsozialismus unbrauchbar sei. Von 1942 bis zum Kriegsende Reichsbevollmächtigter in Dänemark ist Best ein radikaler „Weltanschauungstäter“, der sich in den 1950er Jahren in der Bundesrepublik – ebenso wie d’Alquen – erneut etablierten konnte, weil alle gegen ihn angestregten Gerichtsverfahren wegen Verhandlungsunfähigkeit eingestellt wurden. Anders als Best war Schmitt kein „revolutionärer“, sondern ein konservativer Gefolgsmann des Nationalsozialismus. Trotz des Wirbels von 1936 behielt er seine Berliner Professur, trat als Redner auf Veranstaltungen auf und wirkte in Vorhaben mit, die nicht nur akademische Wichtigkeit besaßen, sondern dem Nationalsozialismus zuarbeiteten. Immerhin wusste aber der Romanist und Widerstandskämpfer Werner Krauss – ein unverdächtigter Zeuge also – von Schmitt brieflich zu berichten,

dieser habe sich auf einer Tagung der Romanisten im „Kriegseinsatz“ (vgl. *Hausmann*) durch seine „geistvollen Zweideutigkeiten“ (Krauss an Fritz Schalk, 19. Juni 1940, Kopie im Nachlass Werner Krauss BBAW) vom Rest der Teilnehmer wohltuend abgehoben.

Von 1945 bis 1947 Häftling der US Army in Berlin-Lichterfelde und Nürnberg lebte Schmitt danach bis an sein Lebensende in Plettenberg im Sauerland, seinem Geburtsort, in innerer Opposition zur neuen Ordnung und offiziell nicht wieder rehabilitiert im Unterschied zu vielen anderen, die er penibel zu nennen wusste. Denn er war gegenüber allen an ihn gestellten Erwartungen der Bußfertigkeit und des Eingestehens von Schuld uneinsichtig geblieben, renitenter Vertreter einer „Schamkultur“, für die „nicht die Mahnung des individuellen Gewissens, sondern die Verachtung des Publikums“ (*Lethen*) das Verhalten reguliert. Seine fortdauernde Kränkung schien er so virtuos wie besessen durch permanente Selbstexplikationen zu kompensieren, von denen auch der hier vorgelegte Briefwechsel mit Taubes voll ist.

Schmitt sah sich Anfang der 1950er Jahre – worauf *Henning Ritter* hingewiesen hat –, einem Gleichnis von Francis Bacon folgend, als *iustus cadens coram impio*, als „Gerechter, der angesichts des Frevlers fällt“, oder: „Ich bin die Quelle, in die ein Schuft hineingetreten ist“ (*Schmitt 1991*). Schmitt lässt offen, ob es sich bei dem *impius* um Hitler, d’Alquen, Best gehandelt habe – oder eher um einen derjenigen, die ihn nach 1945 „verfolgten“. Der erste Präsident der Bundesrepublik und seit 1948 erste Vorsitzende der FDP, *Theodor Heuss*, kritisierte ihn seit den frühen 1950er Jahren wiederholt öffentlich (vgl. *Linder*), dann auch in seinen Erinnerungen. Gleiches taten in den ihren der Nationalbolschewist *Ernst Niekisch* oder der jüdische Deutschnationale *Hans-Joachim Schoeps* – ersterer nach 1945 Professor für Geschichte an der Humboldt Universität in Ost-Berlin, letzterer seit 1947 an der Universität Erlangen, seit 1950 als Ordinarius für Geistes- und Religionsgeschichte. Tatsächlich war Schmitt mit einer breiten, „gesamt“-deutschen Front der Ablehnung konfrontiert, die sogar noch wuchs, je weiter die Ereignisse zurücklagen – ein Umstand, der mit der endlichen Anerkennung der Schoa in der Bundesrepublik insgesamt ebenso zu tun hatte, wie mit der veränderten Reaktion der nachwachsenden Generation(en) darauf, die nicht nur „wissen“, sondern auch „(ver)urteilen“ wollte(n).

Im Rückblick wird deutlich, dass Schmitt in der Bundesrepublik, zu der er sich doch wie in innerer Emigration stellte und die er nur als eine

Existenz Deutschlands *post mortem* sehen wollte (vgl. *Blasius*), gleichwohl als *Orakel* wirkte. Äußerlich geschah das durch das Prinzip reduzierter Öffentlichkeit, weil seine raren Auftritte nur vor einem ausgesuchten Publikum, nach 1970 der angeschlagenen Gesundheit und des hohen Alters wegen gar nicht mehr stattfanden. Er musste zu Hause besucht und gesprochen werden, Plettenberg wurde so zum Pilgerort. Formal genügte Schmitt der Wirkung des Orakels durch die Lust am Reimen und Ausloten der Resonanzen und Bedeutungen, eben dessen, was er selbst die „immanente Orakelhaftigkeit unserer deutschen Sprache“ (*Schmitt 1950*) nannte und meisterhaft beherrschte. Auch formulierte er Dinge nicht endgültig, gab Frageräume und Sichtschnitten frei, war geistreich und „überaus anregend“ (*Meier*) – so wissen es seine Besucher zu berichten.

Zwischen Tätern und Opfern zu unterscheiden, war seine Sache aber nicht, und öfter distanzierte er sich von beiden. Wie er Reinhart Koselleck – mit dem er seit den frühen 1950ern in regelmäßigem Kontakt stand – einmal mitteilte, empfand er sich Taubes gegenüber, als noch kein direkter persönlicher Kontakt bestand, als „gehemmt“, weil „fortwährend allergische Reaktionen befürchten“ müßend (*Schmitt an Koselleck*, 30. Januar 1974, HStA Düsseldorf). Dass seine Judeophobie nicht persönlich, sondern vielmehr systematisch begründet und – wie in solchen Fällen stets – von keinerlei Kenntnis des *lebendigen Judentums* bestimmt war, hat *Raphael Gross* nicht zuletzt an Schmitts Gesetzesbegriff zu zeigen versucht. Selbstverständlich gab es jüdische Freunde und Schüler vor und nach den Weltkriegen in Deutschland, den USA und Israel, und eine Abhandlung darüber ist noch nicht geschrieben worden. Zum Orakel nach Plettenberg, von wo aus ein „ganzes Bekanntschaftssystem“ (*Meier*) entstanden war, fuhr man eifrig, nicht nur die Älteren, sondern auch die Jüngeren (vgl. *van Laak*). Schmitts im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf befindlicher Nachlass liest sich, was die gewechselten Briefe angeht, partiell als ein *who-is-who* der Bundesrepublik. Am Ende suchten nicht nur Rechte, sondern auch Linke wie Taubes dort Auskunft und Rat.

Was Taubes selbst betrifft, so muss etwas ausgeholt werden, auch weil über ihn – im Unterschied zu Schmitt (vgl. *Mehring*) – keine intellektuelle Biographie vorliegt (zu Materialien vgl. *Faber u.a., Kopp-Obersterbrink, Ritter 2008, Tremel*). Verglichen mit diesem, lebte Taubes in vielem ohnehin das genaue Gegenteil. Während Schmitt wie an einen Ort

gebannt war, reiste Taubes fast ununterbrochen zwischen Kontinenten und Hauptstädten. In den Jahren seines persönlichen Kontaktes mit Schmitt hielt er sich regelmäßig und für länger außer in Berlin vor allem in Paris und Jerusalem auf, wobei Frankfurt häufig, Zürich manchmal auf dem Weg lag. Überall verfolgte er rast- und ruhelos Projekte, knüpfte Netzwerke, verfasste zahllose Briefe, führte Telefonate – beinahe ein Jet Set Professor *avant la lettre*, während die bundesrepublikanische Geisteswissenschaft entweder immer noch provinziell geblieben oder intellektuell auf amerikanische Aufbauhilfe ebenso wie auf Gesten der Versöhnung mit Frankreich angewiesen war. Erst in den letzten zwanzig Jahren hat sich das substantiell geändert.

In ein biblisches Bild gefasst, erscheint Taubes als unter die deutschen Professoren gefallen wie Saul unter die Propheten (vgl. Erstes Buch Samuel 10,10-12). Was er trieb, war mitunter närrisch anzusehen, aber doch inspiriert. In einem Midrasch, dem jüdischen Prinzip und Genre dekontextualisierender Bibelauslegung, lässt sich der Vergleich noch weiterführen: Saul war der erste König Israels, Taubes der Inhaber des Gründungslehrstuhls für Jüdische Studien in Deutschland überhaupt. Wirklich ähnlich waren sie sich darin, dass beide häufig der Depression verfielen.

Taubes strebte vor allem einer paulinischen Figur nach. War dieser als Erzjude einst ins Lager der Messiasanhänger übergelaufen, so er in das der deutschen Professoren, wobei die Betonung auf beiden Worten liegen muss: „deutsch“ als die Bezeichnung derjenigen, die wenige Jahre zuvor die europäischen Juden ermordet, dabei zu- oder zumeist wegesehen hatten – diesem Schicksal war er selbst nur durch den Zufall des Umzugs der engeren Familie in die Schweiz Mitte der 1930er Jahre entgangen, während viele seiner Verwandten umkamen –, „Professoren“ als ein Berufsstand, zu dem er eine ironische Distanz hielt, was in der Unterstützung der Studentenbewegung der späten 1960er Jahre Erfüllung fand. Damals hatte Taubes, zusammen mit seiner zweiten Frau, der Philosophin Margeritha von Brentano, und mit Kollegen wie dem Literaturwissenschaftler Peter Szondi und Gästen wie dem Philosophen Herbert Marcuse, seine beste Zeit als *Renegat*, nicht nur an der FU.

Den unumstrittenen Berliner Höhepunkt stellte der Sommer 1967 dar. Im Juli, wenige Wochen, nachdem der Student Benno Ohnesorg bei den Protesten gegen den Schah von Persien von einem Polizisten erschossen worden war, leitete Taubes eine Podiumsdiskussion, an der un-

ter anderem Marcuse und Rudi Dutschke teilnahmen (vgl. *Marcuse 1980*). Im selben Monat entlastete er zusammen mit Szondi und anderen Kollegen Mitglieder der Kommune I, die in Flugblättern zur Brandstiftung in Berliner Kaufhäusern aufgerufen hatten: „burn, ware-house, burn“ (vgl. *Szondi 1973*). Für ihren Verteidiger Horst Mahler stellte Taubes sie in einem später veröffentlichten Gutachten in die Tradition des Surrealismus und der Ironie Kierkegaards, er erklärte aber auch in so mehrdeutiger wie kritischer Weise:

Diese jungen turbulenten Bürger – und Bürger bleiben auch die Mitglieder der „Kommune I“, denn keiner hat den Schritt in die ernste Welt der Arbeiter getan und keiner wird ihn je auf Dauer tun – wollen die Kultur vernichten, weil man sie zu gebildeten Menschen erzogen hat: Ihr Hauptfeind bleibt der Philister. (*Taubes 1967*)

Das konnte man als nicht nur auf die „Kommune I“ gemünzt lesen, sondern auf den bürgerlichen Selbsthass, der dem Faschismus in seiner Feindschaft gegen die Kultur Vorschub leistete, ebenso wie auf das Unbehagen, das das Philiströse eben dieser Kultur zu transformieren bestrebt war. Vor Prozessbeginn hatte Taubes Mahler aber brieflich auch noch auf einen anderen Punkt hingewiesen, der ihm selbst als wirklich problematisch erschien. Indem er sich indirekt, aber deutlich mit dem Staat Israel für solidarisch erklärte, schrieb er,

daß, wie ich auch den AStA schon einmal wissen ließ, ein Engagement gegen die Kriegsführung der USA in Vietnam für mich im gegenwärtigen Augenblick unglaublich ist, solange es sich nicht verbindet mit einem Engagement auch gegen Nasser und seinen pseudosozialistischen Faschismus. (*Taubes an Mahler, 4. Juli 1967, Nachlass J. Taubes ZfL*)

All das machte Taubes zur Reizfigur sowohl gegenüber den nicht-jüdischen Kollegen als auch gegenüber den wenigen jüdischen, die es gab. Im Sommer 1960 hatte ihn einer der damaligen Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der FU, Michael Landmann – mit dem er später bitter verfeindet war –, für den neu zu errichtenden Lehrstuhl für Wissenschaft des Judentums / Judaistik vorgeschlagen, durchaus auch in der Hoffnung, das jüdische Leben in West-Berlin zu erneuern. Nachdem Taubes im Juni und Juli 1961 eine Gastdozentur wahrgenommen hatte, war er noch im selben Sommer berufen worden, und die Verhandlungen begannen. Im Sommersemester 1962 lehrte er wiederum als

Gast und im darauf folgenden akademischen Jahr als seine eigene Vertretung. Schließlich nahm er ein Jahr später den Ruf an. Zum jüdischen Establishment gerade West-Berlins, aber auch der Bundesrepublik insgesamt stand er jedoch durch die bewusst zur Schau gestellte Amoralität bald in scharfem Kontrast. Selbst an der FU war er nicht unumstritten. So schrieb Szondi an Adorno:

Ist man sein [= Taubes', M.T.] Kollege, so lebt man mit Kompromissen und reservationibus. Sie sind dazu nicht gezwungen. Konkreter: er hat, wenn ich das richtig sehe, eine Neigung, seinen Studenten sowohl Adorno und Habermas als auch Gadamer und Henrich als seine Gäste zu präsentieren und im Hin-und-her so zu tun, als stünde er, überlegen, *über* den beiden Seiten. (Szondi 1993)

Taubes konnte mit Linken wie mit Rechten, mit Juden wie mit Christen, mit Schmitt wie mit Marcuse. So erklärte er 1966 vergnügt: „Rechtsintellektuelle“ seien „eine seltene Species, die erhalten bleiben soll, damit wir uns in der posthistorischen Welt nicht langweilen“ (Brief 57). Im letzten der in diesen Band aufgenommenen Schreiben (vgl. Brief 83) konstatierte der Verfasser, der Politologe Hans-Joachim Arndt, Ähnliches, wengleich freundschaftlich-positiv gewendet und methodisch erhöht:

ähnlich wie bei „Rechten“ wurde bei ihm [= Taubes, M.T.] das Miteinander nicht nur von der Gleit-Schiene des Theoretischen und Systematischen getragen, sondern ebenso und vielleicht viel mehr vom konkreten Geschehen des Begegnens zwischen konkreten Personen und des Miteinander-Lebens. Eben deshalb spielt Anekdotisches in seinen Darstellungen auch bis zum Schluß eine so große Rolle

Rechtfertigung für sein Verhalten fand Taubes im Denken und im Geschick des Apostels Paulus, von dem er sich – wie er öfter andeutete – bis hin zur Identifikation eine Großzügigkeit habe absehen wollen, die jener im Blick auf die Unterschiede zwischen Juden und Griechen, Starken und Schwachen so beschrieben hat: „Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise einige rette“ (Erster Brief an die Korinther 9,22). Nichts anderes dachte Taubes von sich selbst. So wie er in Berlin die rebellierenden Studenten unterstützte – „Berlin als das Berkeley Deutschlands!“ – , so verkehrte er in Paris mit Jesuiten, in Jerusalem mit Chassidim, und das selbstverständlich bis in die Kleidung



Grab von Jacob Taubes und seiner Mutter Fanny,  
Israelitischer Friedhof Oberer Friesenberg, Zürich (Foto Martin Tremml)

hinein – was für fromme Juden allerdings keine zu vernachlässigende Äußerlichkeit, sondern religiöses Gebot (Mitzva) ist. Taubes trieb diese Selbstinszenierungen hingebungsvoll, bis zur Ununterscheidbarkeit von Tracht und Verkleidung, von Pflicht und Scharlatanerie.

Auf den Fotos, die die beiden ersten posthumen Publikationen zieren – den Merve-Band *Ad Carl Schmitt* (1987) und die *Politische Theologie des Paulus* (1993) –, ist er lesend mit Kippa zu sehen, jenem Käppchen, das auf dem Haupt zu haben jedem Juden eine Mitzva ist. Dazu trägt er ein Oberkleid, das auf den ersten Blick und für Unkundige als der Gebetsmantel des Frommen erscheint, sich bei genauerer Betrachtung jedoch als profaner Bademantel erweist: eine karnevaleske Ordnung, die zwischen Selbstorientalisierung und -hospitalisierung des damals schon Schwerkranken schwankt, vor allem aber keine Übertreibung oder Überschreitung scheut.

Dazu zählt auch der Umstand, dass er sein Grab auf dem Israelitischen Friedhof am Oberen Friesenberg in Zürich – neben dem der Mutter gefunden hat. Der Vater war in Jerusalem verstorben und ist

dort auf dem großen Friedhof vor den Toren der Stadt begraben. Auf dem Grabstein von Taubes Sohn in Zürich findet sich das bekannte Zitat aus dem Propheten Habakuk: „der Bewährte wird leben durch sein Vertrauen, der Gerechte wird seines Glaubens leben“ (Habakuk 2,4). Es ist hier doppelt übersetzt, zuerst, den Wortlaut des Hebräischen wahrend, der Übersetzung Martin Bubers und Franz Rosenzweigs folgend, dann derjenigen Luthers, so Judentum wie Christentum ausbalancierend und in ihren Lehren bestehen lassend. Tatsächlich handelt es sich bei dem notorisch schwierigen Vers um einen, der schon im antiken Judentum eifrig ausgelegt wurde, sich außer in den paulinischen Schriften (vgl. Brief an die Galater 3,11, Brief an die Römer 1,17) auch bei den späteren Rabbinen (vgl. Babylonischer Talmud Traktat Makkot 23b-24a) und den radikalen Mönchen von Qumran am Toten Meer findet (vgl. Pescher zu Habakuk 8,1). Der Vers, genommen aus der Antwort Jahwes auf die Todesangst des Propheten angesichts der Bedrohung Israels durch übermächtige Feinde – hier durch die Neubabylonier –, ist sowohl politische Theologie als auch Baustein einer Eschatologie als Lehre von den letzten Dingen, deren Kommen unmittelbar bevorsteht.

### *Vielfältige Anfänge*

Dass Taubes Schmitt geschrieben und beide Gespräche geführt hatten, war seit 1985 zumindest den Lesern der Berliner *tageszeitung* (*TAZ*) bekannt. Dort erschien auf zwei ganzen Seiten mit einem Foto des alten Schmitt ein Vortrag, den Taubes im damaligen Sommersemester am Philosophischen Institut der FU gehalten hatte, wahrscheinlich als Reaktion auf den Tod Schmitts am 7. April desselben Jahres. Beim Abdruck erhielt er den Titel „Carl Schmitt – Ein Apokalyptiker der Gegenrevolution“ und ist in den vorliegenden Band, verändert um handschriftliche Korrekturen von Taubes, aufgenommen worden (vgl. Text VII). Darin wird Schmitt als ein Jurist bezeichnet, „der den heißen Boden betrat, von dem die Theologen abgetreten waren“. Auch wurde Benjamins Brief an Schmitt von 1930, den Taubes immer wieder in Seminaren und bei anderen Gelegenheiten vorlegte, hier wirklich einer breiten Öffentlichkeit im Wortlaut bekannt gemacht.

Zwei Jahre später erschien im Merve Verlag – ebenfalls in Berlin – unter dem Namen von Taubes der Band *Ad Carl Schmitt*. Der wenige Monate zuvor Verstorbene hatte sich um diese Publikation nicht recht gekümmert und selbst nur wenig dazu beigesteuert. Erarbeitet und lanciert wurde sie von Peter Gente mit Unterstützung von Armin Mohler, die beide jedoch ungenannt blieben, sodass sie als von Taubes verantwortet erscheinen musste. Ein Beispiel für diese Zusammenarbeit, die im Sommer 1986 begonnen worden war, ist das hier aufgenommene Schreiben Mohlers an Gente (vgl. Brief 82).

Die beiden bildeten ein selten ungleiches Paar. Gente, in den 1960ern studentische Hilfskraft von Taubes an der FU, betrieb seit den 1970ern einen linken Kleinverlag, der sich von der „Internationalen Marxistischen Diskussion“ der frühen Hefte weg- und unter dem Einfluss seiner Partnerin Heidi Paris zum frankophilen Postmarxismus hingewandt hatte (vgl. *Birnstiel*). Mohler, ein gebürtiger Schweizer, war hingegen ein politisch rechtsstehender Publizist, der während des Kriegs in die SS hatte eintreten wollen – was ihm misslang, weil er für einen Spion gehalten wurde. Er war einer der wenigen lebenslangen Freunde von Taubes, gleichsam „über die Linien“ hinweg, und dessen Geist schien in Mohler und Gente gefahren oder hatte sie jedenfalls zusammengebracht.

Für den Band, der in erster Linie auf das linke *juste milieu* West-Berlins zielte, das skandalisiert werden sollte, steuerte Mohler jenen in der Folge berühmt gewordenen Brief vom 14. Februar 1952 (vgl. Brief 53) bei, den er von Taubes aus Jerusalem erhalten und ihn sogleich an Schmitt weitergeschickt hatte. Dieser ließ ihn in Abschriften zirkulieren, sodass der „Rabbiner Taubes“ – dies die häufige, aufs Religiöse zielende Bezeichnung – unter Freunden und Schülern Schmitts vergleichsweise gut eingeführt war, wenn auch nicht bei allen, das zeigt das Beispiel von Arndt (vgl. Brief 83). Taubes selbst besaß das Schreiben jahrzehntelang gar nicht, wie aus einem Brief des Publizisten Sepp Schelz hervorgeht, der es ihm höchst amüsiert in Kopie zu geben versprach (Schelz an Taubes, 5. Dezember 1980, Nachlass J. Taubes ZfL).

In dem Brief von 1952 stellte Taubes Schmitt prominent als „die geistige Potenz“ heraus, die – zusammen mit Heidegger – „alles Intellektuellengeschreibsel um Haupteslänge überragt“ (Brief 53). Auf Schmitt war Taubes bereits im Jahr zuvor und ebenfalls von Jerusalem aus lobend zu

sprechen gekommen (vgl. Brief 52) – im selben Atemzug wie auf Jünger, der in allen dieser frühen Schreiben an Mohler (vgl. Briefe 48, 50, 51, 52, 54 und 55) begegnet, so sie über reine Mitteilungen hinausgehen. Wenn dessen Erwähnung in dem späteren Bericht an Gente als „natürlich ein dramaturgischer Effekt“ (Brief 83) ausgegeben wird, so ist das ein Urteil post festum, gefällt nach dem Bruch Mohlers mit Jünger, dessen „Secretarius“ er einst gewesen war. An Jünger hatte Taubes Anfang der 1950er ein wirkliches Interesse, weil dieser mit Zuständen experimentierte, die mystischen Erfahrungen nahe kamen. Darum erwähnte er in einem späteren Schreiben (vgl. Brief 55) auch den Roman *Besuch auf Goldenholm*, der in der Beschreibung einer solchen Erfahrung gipfelt. Über einen gewissen Schwarzenberg, der die Rolle des Mystagogen spielt, heißt es dort, nationalsozialistisches Vokabular vom „Verschleiss“ und vor allem von der „In Dienststellung“ wie unbewusst aufnehmend:

Er hatte ohne Zweifel Einsicht in den Mythengrund, der in den Schicksalsstunden durchleuchtet, wenn der Stoff der Historie verschleisst. Der Handelnde wird von den wiederkehrenden Figuren ergriffen und in Dienst gestellt.

Jünger und auch Heidegger werden noch in anderen Schreiben von Taubes aus jenen Jahren erwähnt – in solchen an seine damalige Frau Susan oder den Jerusalemer Lehrer Hugo Bergman –, während Schmitts Name einzig in einem Brief an Roman Schnur von 1955 (vgl. Brief 56) fällt, der dessen Schülerkreis seit den 1950ern angehörte (vgl. *van Laak*). Diese Bestandsaufnahme ist möglicherweise auch nur dem Zufall der Überlieferung geschuldet, wiewohl Taubes immer die unterschiedlichen Kreise seiner Korrespondenzpartner wohl überlegt auseinander zu halten pflegte.

Die in dem Brief von 1952 und Jahrzehnte später noch mehrfach (vgl. Texte VII und VIII) berichtete Anekdote, dass Schmitts *Verfassungslehre* damals gerade vom israelischen Justizminister konsultiert würde, der an der Verfassung des Landes arbeite – tatsächlich hat der Staat Israel bis heute keine und das aus religionspolitischen Gründen –, darf bezweifelt werden, ist aber auch nicht unbedingt auszuschließen. Der „Judenfeind“ Schmitt in der Rolle des Meisterdenkers für den Judenstaat, seine Schrift als Konterbande über die feindlichen Linien hinweg gebracht – diese Konstruktion lässt auch heute noch den Atem stocken und ist zumindest sehr gut erfunden.

Zugleich wird mit ihr *der* Gründungsmythos des rabbinischen Judentums zitiert, nämlich die abenteuerliche Flucht des Johanan ben Zakkai aus dem von den Römern belagerten Jerusalem im Ersten Jüdischen Krieg 66-70. Dieser habe sich in einem Sarg – als Toter also – aus der heiligen Stadt und vor Vespasian bringen lassen, dem er dann die Kaiserkrone vorhergesagt habe. Dafür sei er mit der Erlaubnis belohnt worden, sich in Jawne aufzuhalten (vgl. Babylonischer Talmud Traktat Gittin 56a-b). Dort, einer alten an der Küste zwischen Jaffa und Aschdod gelegenen Stadt, gründete Rabbi Jochanan ben Zakkai sein Lehrhaus. Aus ihm sind die Rabbinen, der Talmud, die gültigen Auslegungsregeln der Halacha – das Insgesamt der Mitzvot – hervorgegangen, die bis heute beibehalten und fortgesetzt worden sind.

Der Merve-Band überspannt einen weiten zeitlichen Bogen: von 1952 bis 1987, vom Brief an Mohler und dem *TAZ*-Artikel bis zu den Paulus-Vorträgen in Heidelberg, Wochen vor seinem Tod, derart eine Kontinuität der Beziehungen zwischen Taubes und Schmitt herstellend, freilich glättend und ungenau. Zu den Glanzstücken des Bandes gehört ein weiterer Brief (vgl. Brief 15), den Taubes selbst zur Verfügung gestellt hatte. Irrtümlich wurde dieser beim Abdruck jedoch mit einem falschen Datum versehen, tatsächlich ist er 1978 verfasst, bei einem der regelmäßigen Aufenthalte an der Maison des Sciences de l'Homme in Paris. Viele von denen, die den Merve-Band lasen, wurden zum ersten Mal mit dem Philosophen Leo Strauss oder dem Theologen Erik Peterson bekannt. Das alles war 1987 neu und höchst aufregend, gerade auch wenn man bedenkt, dass Schmitt bis dahin an bundesdeutschen Universitäten weitgehend *persona non grata* war, außer unter Freunden wie Ernst-Wolfgang Böckenförde, der ihn im Wintersemester 1978/79 an der Universität Freiburg zum Gegenstand eines gemeinsamen Seminars mit Wilhelm Hennis machte (vgl. Brief 64) – und in Seminaren von Taubes. Dort wurde man mit seinem Denken seit langem „geimpft“ (Wolfgang Fietkau), war man doch Mitglied des *inner circle*, vor dem die Arkana ausgebreitet wurden.

Die Sichtweise von Taubes „mit“ Schmitt stützt sich bisher auf den Merve-Band, der ins Italienische (1996) und Französische (2003), teilweise auch ins Englische (2004) übersetzt worden ist. Darum erscheint das tatsächlich erste Schreiben an Schmitt der Rezeption als ein zweiter Anfang. Es liegt seit einem Jahr als Faksimile und in Umschrift vor (vgl. *Taubes 2010* = Brief 1). Taubes hatte Schmitt ein Aerogramm aus den

USA geschickt, wo er seit Mitte der 1950er Fuß zu fassen gezwungen war, seitdem die Hebräische Universität Jerusalem durch den Bannspruch Scholems für ihn verschlossen blieb. Er schrieb als Berater von Beacon Press, einem Verlag, für den er ganze Reihen konzipierte, so etwa thematische Textsammlungen, die jeweils ein bekannter Denker mit auswählen und einleiten sollte. Für eine solche fragte er Schmitt, ob dieser bereit sei, *The Conservative Tradition* zu übernehmen, in dem Schriften der Theoretiker der Gegenrevolution auszugsweise enthalten sein sollten. Welche Antwort er erhielt, ist unbekannt. Beide hatten über Mittelsmänner auch Sonderdrucke ausgetauscht (vgl. Brief 56) und standen so in loser Verbindung.

Zu dem von Taubes vorgeschlagenen Band kam es ebenso wenig wie zu den meisten anderen, die er für Beacon Press geplant hatte. Immerhin erschienen auf sein Betreiben dort zwei Schriften von Buber in englischer Übersetzung, vor allem aber Herbert Marcuses *Eros and Civilization* (1955), ein wichtiges Buch auch der Studentenbewegung. Die bundesdeutsche philosophische Szene hatte Marcuse 1964 – noch vor seinen Auftritten in Berlin – mit dem am 15. Deutschen Soziologentag in Heidelberg gehaltenen Vortrag „Industrialisierung und Kapitalismus im Werk Max Webers“ (vgl. *Marcuse 1965*) nachhaltig beeindruckt. „In dieser Rede tauchen nahezu alle die kritischen Momente auf, die schon in Marcuses Arbeiten aus den dreißiger und vierziger Jahren zu finden sind“ (*Claussen*). Von ihr aus sollten sich „folgenreiche Schübe in der politischen Kultur der Bundesrepublik“ (*Habermas*) entzünden. Zu den damaligen Zuhörern zählte auch Taubes, der Marcuse jedoch schon seit Mitte der 1950er freundschaftlich verbunden war.

Die Kontaktversuche zu Schmitt stockten nach dem Brief von 1955 lange. Berücksichtigt man noch spätere Geburtstagswünsche in Sammelschreiben (vgl. Briefe 2, 3, 5), so schwieg er seit Anfang der 1960er immerhin fünfzehn Jahre lang. Aber in einem dieser Sammelschreiben – dem frühesten von 1958 – gibt es auch den Satz: „Auf ihre Flaschenpost wartet immer jemand am anderen Ufer – auch wenn er schweigt“ (Brief 2). Taubes nahm hier eine Denkfigur auf, die die jüdischen Emigranten vor allem der Frankfurter Schule für sich gefunden hatten (vgl. *Horkheimer*) und kehrte sie um: nicht nur in ihrer Richtung – nun von Deutschland in die USA –, sondern auch in ihrem Bezug – jetzt von „Rechts“ nach „Links“. Schließlich existiert aus dieser Zeit auch noch ein Briefentwurf von 1970, der Schmitt wiederum über einen Dritten

hätte erreichen sollen (vgl. Brief 4). Von Schmitt selbst ging nie eine Initiative zum direkten Kontakt aus – auch das ziemt einem Orakel. Womit aber das Erlahmen von Taubes zu tun hat, ist nicht sicher zu sagen.

Gewiss spielte das Zögern, Deutschland zu betreten, eine Rolle – darum plante man, sich zuerst nahe Paris, im Hause Mohler, zu treffen. Zwei der hier veröffentlichten Eintragungen von Taubes ins dortige Gästebuch geben darüber Nachricht. In der ersten bezeichnete er sich selbst als „wandernder Jude“, der „im Hause Mohler – im Pariser Exil – ein Heim“ fand (Eintrag vom 10. Juli 1958). In der zweiten stellte er sich mit Schmitt und Jünger, die jeweils ein paar Tage zuvor Besucher waren, zur Trinität zusammen: „„Der heilige Geist“ nach Vater C. S. und dem Sohn E. J. Jacob“ (Eintrag vom 23. Juni 1960).

Taubes selbst war ohnehin mit Unbehaustheit geschlagen, einer Erfahrung, dass er wie so viele als europäischer Jude nach den beiden Weltkriegen nur Strandgut sei, ausgespien von den großen Imperien, die zerfallen waren, angespült in den Nationalstaaten. *Margeritha von Brentano* sagte über sein Leben, es sei ein „unruhiges und zerrissenes Leben, das in jedem Sinne heimatlos“ war. Als Spross von Angehörigen eines Nachfolgestaats der Habsburger Monarchie außerhalb der 1918 gegründeten Republik Österreich besaß Taubes lange nur einen polnischen Pass – wie seine Familie insgesamt. Im September 1956 erhielt er schließlich die amerikanische Staatsbürgerschaft und war in dieser Hinsicht sorgenloser. Zurück in Europa entband ihn jedoch auch der neue Status nicht von Erinnerungen. Aus Anlass seines ersten Besuchs überhaupt bekannte er: „Ich gehe mit sehr gemischten Gefühlen zum ersten Mal nach D’land, aber Ffm ist ‚Freistadt‘ – exterritorial [–] und Horkheimer – Adorno der einzige Zugang zum Deutschland, das ich meine“ (Taubes an Horkheimer, 6. Juni 1960, Nachlass Horkheimer Frankfurt a. M.). Das offizielle „D’land“ – das er nur in Abkürzung schrieb – kontrastierte mit dem „Deutschland“ der Frankfurter Schule – das als ausgeschriebenes einzig im Vollsinn Geltung besaß.

Zu vermuten steht aber, dass Taubes in all den Jahren seines Schweigens gegenüber Schmitt vor allem mit anderem beschäftigt war: politischen Einlassungen, akademischen Pflichten, privaten Querelen, wiederholten Krankheiten. Seine eigene Arbeit bewegte sich – zumindest was die Lehre betraf – in vornehmlich judaistischen Feldern, die er freilich geschichtsphilosophisch und religionssoziologisch reich auszulegen verstand. Im Sommersemester 1973 kündigte er am Institut für Philo-

sophie und in den Fachrichtungen Evangelische Theologie und Judentum eine „Übung für Fortgeschrittene“ unter dem Titel „Geschichte und Theorie: Politische Theologie als Geschichtsphilosophie, zur Geschichtstheorie Carl Schmitts und Walter Benjamins“ an, wofür er – wie er Schmitt später schrieb – „Schmähungen und Verleumdungen“ (vgl. Brief 8) habe einstecken müssen. Man darf vermuten, dass es die erste akademische Veranstaltung an der FU mit Schmitt als Gegenstand überhaupt war.

Taubes selbst durchlebte schwere gesundheitliche Krisen, die Mitte 1975 zu einem psychischen Zusammenbruch führten. Er galt als hoffnungsloser Fall. Seine Kollegen an der Universität wähten ihn für tot und glaubten nicht mehr an eine Wiederkehr. Als er aber nach einer Behandlung mit Elektroschocks dennoch 1977 wieder auftauchte – ein Untoter, *revenant* –, wütete er hemmungslos, dämonische Schubkraft aus der Kränkung ziehend, dass sein Erbeil zu Lebzeiten aufgeteilt worden war. Dabei schlug er maß- und rücksichtslos über die Stränge.

Genau in diese Zeit fällt der dritte Anfang seines Kontakts zu Schmitt. Ihm gingen einige Zeilen in einem kurzen Schreiben von Mai 1977 voran, verfasst von Mohler, Taubes und anderen (vgl. Brief 5). Der nächste „erste“ Brief datiert vom 17. November desselben Jahres (vgl. Brief 6). Warum es zu ihm kam, darüber lässt sich streiten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Hans Blumenberg dabei von Einfluss war. Von ihm hatte sich Taubes ein paar Monate zuvor vorhalten lassen müssen, „den persönlichen Kontakt mit einem heute fast Neunzigjährigen zu meiden, weil er vor fast einem halben Jahrhundert wahrhaft abschauliche Dinge geschrieben hat“. Er, Blumenberg, befürwortete hingegen die „Anstrengungen, den Geist des moralischen Gerichts und der Rache aus unseren Institutionen zu verbannen“. Er erklärte, „1971 den Kontakt zu Carl Schmitt gesucht und gefunden“ zu haben (Blumenberg an Taubes, 24. Mai 1977, Nachlass J. Taubes ZfL).

Zugleich war 1977 ein unheimliches Jahr für die Bundesrepublik insgesamt, Höhepunkt des „Deutschen Herbsts“ mit Entführungen und Ermordungen hoher Repräsentanten des Staats und seiner Institutionen, schließlich dem Tod inhaftierter Terroristen der RAF in Stammheim, die freigesetzt werden sollten. Dieser gewaltsame Hintergrund hat zumindest atmosphärisch eine Rolle gespielt und tönte manches im sich schließlich ergebenden Briefwechsel, aber erörtert wurde er dort ebenso wenig wie andere aktuelle politische Ereignisse. Wahrscheinlich

ist aber auch, dass Taubes nach seiner schweren Krankheit bewusst geworden war, dass nicht nur die verbleibende Lebenszeit Schmitts eng begrenzt war, sondern auch ihn die Zeit drängte, wenn es zu Gesprächen und persönlichen Begegnungen zwischen beiden überhaupt noch kommen sollte.

Tatkräftig unterstützt wurde er darin von Hans-Dietrich Sander (vgl. Brief 58), der 1969 bei Hans Joachim Schoeps promoviert hatte. Angesichts der schieren Menge der Erwähnungen von Schmitt in der Arbeit selbst, sei bei der Aussprache im Examen damals festgestellt worden, „nun sei der ‚alte Partisan‘ auch in die gegenwärtige Marxismus-Diskussion eingedrungen“ (Sander). Taubes hatte Sander aus Begeisterung über dessen Kritik der Sozialwissenschaften am Philosophischen Institut der FU zu installieren gedacht. Es gelang zwar nur für das Wintersemester 1978/79, stellte aber eine weitere offenkundige Provokation dar, denn Sanders nationalistische Ausrichtung war für alle sichtbar. Taubes schätzte an ihm noch einen anderen Zug, den er in das folgende Selbstporträt eintrug:

Mir geht es darum – um mit Susan Sontag zu sprechen – styles of radical will dem justen Milieu gegenüberzustellen. Ob diese radikalen Stile mit den Etiketten rechts / links belegt werden, ist mir zunehmend gleichgültig. (Taubes an Sander, 15. Oktober 1979, Nachlass J. Taubes ZfL)

### *Die wiedergefundene Zeit vor dem Bürgerkrieg*

Taubes eröffnete im November 1977 die Korrespondenz mit Schmitt, indem er ihn durchaus in Parallele zu 1955 erneut zur Mitarbeit einlud, diesmal an einer neuen Zeitschrift *Kassiber*. Darin wolle er – wie ihm Sander geraten hatte (vgl. Brief 58) – ein Kapitel aus Schmitts *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes* abdrucken, um dessen Ideen von 1938 wieder bekannt zu machen. Einen ähnlichen Plan verfolgte er auch noch zwei Jahre später, als er Siegfried Unseld, den Chef des Suhrkamp Verlags, überzeugt hatte, das Buch ins Programm zu nehmen. Wie aus den hier erstmalig abgedruckten Briefen zwischen Unseld und Schmitt hervorgeht (vgl. Briefe 71, 73, 76), kam es auch dazu nicht. Erst Günter Maschke sollte mit dem Vorhaben einer Neuauflage erfolgreich sein (vgl. *Schmitt 1982*).

Wenige Tage nach dem Brief von Taubes antwortete Schmitt so erfreut wie freundlich, aber doch auch zurückhaltend: „Die adäquate Wellen-Länge muss sich noch ergeben“ (Brief 7A). Am Zeitschriftenprojekt mitzuarbeiten, schlug er kategorisch aus, indirekt auch von deren geplantem Titel abratend:

Für die neue Zeitschrift, die Sie planen, ist als Titel und Name das Wort „Kassiber“ vorgeschlagen. Zur Aura eines solchen Namens gehört eine Parole, die für einen Juristen etwas anderes schreibfest macht als für jeden Andern. Vielleicht genügt diese Andeutung; sie ist kein Urteil über Ihre Ziele und Intentionen. (Brief 7A)

Im Nachhinein sollte Schmitt darin auch die Unterstützung von Blumenberg finden, an den Taubes eine Abschrift des Briefs vom 17. November geschickt hatte. Dieser wandte sich am 28. Dezember seinerseits an Schmitt, um seine „Abneigung“ gegen „die verhängnisvolle Metapher von den Listen der Vernunft und des Weltgeistes“ (*Blumenberg/Schmitt*) kundzutun, die (nicht nur) für ihn in der Bezeichnung „Kassiber“ stecke. Tatsächlich stellte sie in jener Zeit, als aus dem und in das Gefängnis von Stammheim Mitteilungen der RAF-Häftlinge geschmuggelt wurden, eine besondere Provokation dar.

Zwischen Taubes und Schmitt war das Eis gebrochen, vielmehr waren Abgründe überschritten, wie beide deutlich machten, Taubes in der Grußformel – „Es grüsst Sie die Hand über einen Abgrund reichend“ (Brief 6) – und Schmitt, der darauf mit einem Bibelzitat erwiderte. Eigentlich waren die Abgründe „übertönt“. Mit Psalm 42,8, den Schmitt lateinisch nach der Vulgata – dem heiligen Bibeltext der katholischen Kirche – anführte, *abyssus vocat abyssum*, „eine Tiefe ruft die andere“ (Luther), „Wirbel ruft dem Wirbel“ (Buber/Rosenzweig), begann er seinen Briefentwurf (vgl. Brief 7B), während er im tatsächlich abgeschickten Schreiben (vgl. Brief 7A) am Ende steht. Beide Male ist er so hervorgehoben.

Der Psalmvers hat für *abyssus* im Hebräischen *tehom*, was auch das (Ur-)„Wasser“ (Genesis 1,2) bezeichnet, auf dem im Schöpfungsbericht der Geist Gottes schwebt. Zugleich ist es Tiamat, das Meeresungeheuer Babylons, dessen Leviathan. Das alles klingt für Bibelkundige schon aus dem Kurzzitat. Schmitt führte noch zwei weitere Stellen an, die notorisch sind: Habakuk 2,2ff – den Lieblingsvers von Taubes ent-

haltend – und den Zweiten Brief an die Thessalonicher 2,6ff mit der Lehre vom Katechon. Ein solcher Einklang, vor allem aber Nennung und Paraphrase der Bibel auf diese Weise musste das Herz von Taubes höher schlagen lassen, zumal Psalm 42 in der Klage eines Leviten im Exil vor Gott gipfelt, der ausruft: „Warum hast du mich vergessen?“ (Psalm 48,10). Katholik und Jude gewannen einander durch ihre intimen Kenntnisse der Heiligen Schrift, auf die sie in für andere nur schwer einsehbare Weise laufend Bezug nahmen.

Insgesamt fuhr Taubes dreimal nach Plettenberg, um mit Schmitt unter vier Augen zu sprechen, darin dem französischen Philosophen Alexandre Kojève nacheifernd, der ihm gegenüber *anno mirabile* 1967 erklärt habe, von Berlin aus nach Paris – über Plettenberg zu fahren: „Mit wem sonst ist in Deutschland zu reden?“ (Text VIII). Wie Taubes selbst später erklärte, gab es dort „die stürmischsten Gespräche, die ich je in deutscher Sprache geführt habe“ (Text VII). In einer für ihn ungewohnten Diskretion hat er von ihnen jedoch nichts Konkretes mitgeteilt. Bewegend verlief vor allem der erste Besuch, auf den Taubes in jenem Schreiben ausführlicher reagierte, das auch im Merve-Band zu lesen war. Dort kam er noch einmal auf den „Abgrund“ zu sprechen, zwar nicht wörtlich, aber der Sache nach. Als Abgrund erscheint hier der Nationalsozialismus, in den beide Völker stürzten als in „die Katastrophe (unsere *und* die Ihrige)“ (Brief 15), und die Weigerung von Taubes, über Schmitt zu Gericht zu sitzen, ist kein Vergeben, sondern die Eröffnung eines Gesprächs – das mit dem Feind geführt wird. Damit wollte er die von Schmitt gezogene Unterscheidung von „Freund und Feind als Kriterium des Politischen“ und dem „Krieg als Erscheinungsform der Feindschaft“ (*Schmitt 1963*) zwar nicht aufheben, aber sie paulinisch lesen, wie er selbst in einem kursorischen Hinweis am Briefende notiert, durch Rekurs auf den Römerbrief.

In dessen Kapiteln 9-11 finden sich die Überlegungen zum Volk Israel. Warum sei es so verstockt und nehme die Erlösung nicht an, die durch den Messias Jesus doch gekommen sei? Das geschehe einzig aus dem Grund, damit auch die Heiden errettet würden (vgl. Brief an die Römer 11,11-16), gleichsam in einer List Gottes am eigenen Volk, von dem nur die „Kinder der Verheissung“ (9,8) anerkannt würden. Damit hat sich aber die Berufung vom „Fleisch“ gelöst – ohne dass dafür der „Geist“ den Grund lieferte, das wäre vorschnell geurteilt. Diese Entscheidung liegt nämlich allein „an Gottes Erbarmen“ (9,16), der souve-

rän über den Verlauf der Heilsgeschichte gebietet, wie auch schon die Geschichten der biblischen Patriarchen gezeigt haben. Dort ist regelmäßig *nicht* der Erstgeborene Träger der Verheißung, sondern der Jüngere, Schwächere (vgl. *Mosès*): Isaak, nicht Ismael, Jakob, nicht Esau, Josef, nicht seine Brüder. Paulus selbst hat dies in seine Ausführungen aufgenommen, etwa mit dem Zitat aus dem Propheten Maleachi 1,2-3: „Jakob habe ich geliebt, aber Esau habe ich gehasst“ (Brief an die Römer 9,13).

Vor dem Hintergrund des Römerbriefs erfährt nun auch der Begriff des „Feinds“ eine paulinische Wende. Denn die einzige Stelle, an der dieser überhaupt gebraucht wird – und darauf bezog sich Taubes in seinem Schreiben (vgl. Brief 15) – ist der folgende Vers, der wiederum vom Geschick des Volks Israel erzählt und eine Unterscheidung zwischen „Israel aus den Juden“ und „Israel aus den Heiden“ macht. Den Mitgliedern der Kirche in Rom – also „Israel aus den Heiden“ – erklärt Paulus: „Im Blick auf das Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen; aber im Blick auf die Erwählung sind sie Geliebte um der Väter willen“ (Brief an die Römer 11,28). Feinde und Freunde/Geliebte sind hier nicht nur durch den Blickwinkel unterschieden, sondern in ihrer heilsgeschichtlichen Funktion. Keine dieser beiden Gemeinschaften ist jedoch verloren, „denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen“ (11,29). Faszinierend ist hier, wie Taubes seinerseits eine List ergreift: indem er den Katholiken Schmitt zu einem Angehörigen des älteren Volks zählt, kann er mit Paulus gleichsam dessen „Ungehorsam“ erklären: „Denn Gott hat alle eingeschlossen in den Ungehorsam, damit er sich aller erbarme“ (11,32).

Worüber schrieben sich Taubes und Schmitt? Im Wesentlichen tauschten sie sich über politische Theologie aus, taten dies jedoch im akklamatorischen Sinn, nicht als Analyse. Was man als bloßes *name dropping* missverstehen könnte, erweist sich eigentlich als Beschwören von Positionen. Besonders Schmitt war ständig um ein Austarieren und Nachstellen seiner eigenen Stellungnahmen von einst und jetzt bemüht. Doch auch Taubes folgte ihm darin nicht nur, sondern er stellte seinerseits die Weichen neu, so vor allem in seinem häufigen Hinweis auf den Brief Benjamins an Schmitt von 1930. Die Behauptung, Adorno habe ihn bei der Herausgabe der zweibändigen Auswahl von Benjamins Briefen 1966 bewusst unterschlagen, ist falsch, wie so vieles, was er in dieser Angelegenheit verlauten ließ. Denn Adorno lag dieser Brief wohl nicht vor, der

erst durch Sanders Dissertation überhaupt im Wortlaut bekannt wurde, wenngleich Schmitt seine schiere Existenz im „Exkurs 2“ von *Hamlet oder Hekuba* öffentlich gemacht hatte (vgl. *Schmitt 1956*). Allerdings zitierten die Herausgeber des einschlägigen Bandes der *Gesammelten Schriften* Benjamins ihn in ihren „Anmerkungen“ „nach einer im Benjamin-Archiv vorhandenen Photokopie“ (*Benjamin 1974*). Wie sie dorthin gelangte, ist bisher ungeklärt. *Einen* Akt der Zensur durch Adorno mag es aber tatsächlich gegeben haben. So fehlen in der von ihm verantworteten ersten Ausgabe von Benjamins *Ursprung des deutschen Trauerspiels* nach dem Zweiten Weltkrieg alle Hinweise auf Schmitt in den ohnehin radikal zusammengestrichenen Fußnoten (vgl. *Benjamin 1955*).

Daraus, aber auch bereits aus dem Vorhergegangenen mag klar geworden sein, wie sehr nicht nur die Aufnahme des persönlichen Gesprächs zwischen Taubes und Schmitt, sondern auch dieses selbst als eine Angelegenheit erscheint, in der die Zeit sich zu verflüssigen begann, um unter dem Zeichen des Aktuellen im Vergangenen wieder zusammenzufießen. Darunter ist nicht so sehr das Nachsinnen wirklich alter Menschen über das weit Zurückliegende gemeint – was im Falle Schmitts natürlich eine gewisse Wahrscheinlichkeit besitzt –, sondern vielmehr der Rückbezug auf etwas, was noch nie so gewesen ist. Es sind die Jahre vor dem Nationalsozialismus, auf die Taubes wie Schmitt sich beziehen: freilich nicht so, wie sie gewesen sind, sondern so wie sie hätten sein können. Darauf insistierte auch Taubes (vgl. Text VIII). Der Potentialis dieser Betrachtungsweise sucht das Unerlöste wieder in den Blick zu bekommen. Dieser Tigersprung über den Abgrund bedeutet ein Wieder(er)finden der Zeit davor: bevor im Nationalsozialismus der „konfessionelle Bürgerkrieg“ eskalierte, dessen theoretisch glänzende, weil ihn abwehrende Figur Thomas Hobbes war. Deshalb und nicht nur aus Gründen des dreihundertjährigen Jubiläums kreisen um ihn viele der hier veröffentlichten Schreiben sowohl zwischen Taubes und Schmitt als auch von und an Dritte und Vierte.

Korrespondenzen stellten noch andere her, mit denen zwar keine Briefe gewechselt wurden, die aber doch „dazugehörten“, so *Bertolt Brecht*, wie Schmitts Interesse für sein Lehrstück *Die Maßnahme* zeigt (vgl. Brief 13A). Brecht dichtete 1946 für eine Figur aus der *Dreigroschenoper*, für Polly Peachum – Tochter von Londons Bettlerkönig und heimlich Mackie Messer angetraut –, einen „Neuen Kanonen-Song“, der so begann:

Fritz war SA und Karl war Partei  
Und Albert bekam doch den Posten.  
Aber auf einmal war all dies vorbei  
Und man fuhr nach dem Westen und Osten.  
    Der Schmitt vom Rheine  
    Braucht die Ukraine  
    [...]

Es fällt schwer, in diesen Zeilen nicht ein verkapptes Porträt von Schmitt zu finden – egal ob „Karl“ oder „Carl“, er kam „vom Rheine“, und die Ukraine war im Großraum deutsch.

Der intensive Briefwechsel zwischen Taubes und Schmitt fand im Dezember 1980 sein Ende. Außer den hier abgedruckten Briefen und Entwürfen gibt es noch einige Zeilen von Schmitt in Gabelsberger Kurzschrift vom 8. Dezember, die unentzifferbar sind, danach ist nichts mehr und von keiner Seite. Die Gründe dieses überraschenden, plötzlichen Endes können nur vermutet werden. Schmitt war alt, beide waren nicht gesund. Taubes hatte im September 1982 einen weiteren Zusammenbruch, von dem er nur mühsam genes, und erlitt später einen schweren Herzinfarkt. Im Herbst 1986 erkrankte er an Krebs, dem er kurz darauf, im März 1987, erlag. Seine Korrespondenz betrieb er in den letzten fünf Lebensjahren spärlich, ebenso wie seine Lehre, die er oft ausfallen lassen musste, oder in der ihn sein letzter Assistent, Norbert Bolz, vertrat. Die Äußerungen von Taubes zu Paulus ragen freilich heraus: die letzte, nur mehr einstündige Vorlesung an der FU im Sommersemester 1986 und die Vorträge an der Forschungsstätte der evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg wenige Wochen vor seinem Tod. Sie haben den Charakter des Testaments. Was ihn und Schmitt angeht, so hatten sie einander vielleicht mitgeteilt, was ihnen des Mitteilens wert war, mehr nicht.

*Bibliographie der hier verwendeten Literatur*

Carl Schmitt

Carl Schmitt: *Ex Captivitate Salus. Erfahrungen der Zeit 1945/47*, Köln: Greven 1950.

Ders.: *Hamlet oder Hekuba. Der Einbruch der Zeit in das Spiel*. Düsseldorf / Köln: Eugen Diederichs 1956.

Ders.: *Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien*. Berlin: Duncker & Humblot 1963.

Ders.: *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols. Mit einem Anhang sowie einem Nachwort d. Hg. [Günther Maschke]*. Köln: Hohenheim Verlag 1982.

Ders.: *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947-1951*. Hg. v. Eberhard Freiherr von Medem. Berlin: Duncker & Humblot 1991.

Hans Blumenberg / Ders.: *Briefwechsel 1971 – 1978 und weitere Materialien*. Hg. u. m. e. Nachw. v. Alexander Schmitz u. Marcel Lepper. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007.

Nachlass Carl Schmitt. *Verzeichnis des Bestandes im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv*. Bearb. v. Dirk van Laak u. Ingeborg Villingner. Siegburg: Respublica 1993.

Dirk Blasius: *Carl Schmitt. Preußischer Staatsrat in Hitlers Reich*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2001.

Franz Blei. *Das große Bestiarium der Modernen Literatur*. Hg. u. m. e. Nachw. v. Rolf-Peter Braacke. Hamburg: EVA 1995.

Ders.: *Talleyrand oder der Zynismus*. München: Matthes & Seitz 1984.

Bertolt Brecht: *Die Dreigroschenoper*, in: ders.: *Gesammelte Werke Bd. 2: Stücke 2*. Hg. v. Suhrkamp Verlag. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1967.

Raphael Gross: *Carl Schmitt und die Juden. Eine deutsche Rechtslehre*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000.

Felix Grossheutschi: *Carl Schmitt und die Lehre vom Katechon*. Berlin: Duncker & Humblot 1996.

Frank-Rutger Haussmann: „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940-1945). 3., erw. Ausg. Heidelberg: Synchron 2007.

Ulrich Herbert: *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903 – 1989*. Bonn: Dietz 1996.

- Theodor Heuss: Erinnerungen 1905 – 1933. Tübingen: Wunderlich 1963.
- Ernst Hüsmert: Die letzten Jahre von Carl Schmitt. In: Schmittiana 1 (1988), S. 40-54.
- Andreas Koenen: Der Fall Carl Schmitt. Sein Aufstieg zum „Kronjuristen des Dritten Reiches“. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995.
- Helmut Lethen: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994.
- Christian Linder: Der Bahnhof von Finnentrop. Eine Reise ins Carl Schmitt Land. Berlin: Matthes & Seitz 2008.
- Reinhart Mehring: Carl Schmitt. Aufstieg und Fall. Eine Biographie. München: Beck 2009.
- Christian Meier: Besuche bei Carl Schmitt in Plettenberg. Im Gespräch mit Gerd Giesler. In: Carl Schmitt und Plettenberg. Der 90. Geburtstag. Hg. v. Gerd Giesler u. Ernst Hüsmert. Plettenberg. Carl Schmitt-Förderverein 2008, S. 6-16.
- Ernst Niekisch: Das Reich der niederen Dämonen. Berlin: Rütten & Loening 1957.
- Henning Ritter: Carl Schmitt. In: Ders.: Die Eroberer. Denker des 20. Jahrhunderts. München: Beck 2008, S. 111-124.
- Bernd Rüthers: Carl Schmitt im Dritten Reich. Wissenschaft als Zeitgeist-Verstärkung? 2., erw. Aufl. München: Beck 1990.
- Hans-Joachim Schoeps: Ja – Nein und Trotzdem. Erinnerungen – Begegnungen – Erfahrungen. Mainz: Hase & Koehler 1974.
- Dirk van Laak: Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik. Berlin: Akademie 1993.
- Ingeborg Villinger: Carl Schmitts Kulturkritik der Moderne. Text, Kommentar und Analyse der „Schattenrisse“ des Johannes Negelinus. Berlin: Akademie 1995.

Jacob Taubes

- Jacob Taubes: Surrealistische Provokation. Ein Gutachten zur Anklageschrift im Prozess Langhans-Teufel über die Flugblätter der „Kommune I“. In: Merkur 21 (1967), S. 1069-1079.
- Ders.: Ad Carl Schmitt. Gegenstrebige Fügung. Berlin: Merve 1987.

- Ders.: Die politische Theologie des Paulus. Vorträge, gehalten an der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg, 23.-27. Februar 1987, nach Tonbandaufzeichnungen redigierte Fassung v. Aleida Assmann. München: Fink 1993.
- Ders.: [Brief Jacob Taubes an Carl Schmitt, 2. August 1955]. In: Trajekte 10 (2010), Nr. 20, S. 18-21.
- Erich Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. 7. Aufl. Bern: Francke 1982.
- Walter Benjamin: Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Ders.: *Schriften*. 2 Bde. Hg. v. Theodor W. Adorno u. Gretel Adorno. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1955, S. 141-365.
- Ders.: *Briefe*. 2 Bde. Hg. u. m. Anm. vers. v. Gershom Scholem u. Theodor W. Adorno. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1966.
- Ders.: *Gesammelte Schriften Bd. I.3: Abhandlungen*. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974.
- Ders.: *Über den Begriff der Geschichte*. Hg. v. Gérard Raulet. Berlin: Suhrkamp 2010.
- Ders. / Gershom Scholem: *Briefwechsel 1933 – 1940*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980.
- Klaus Birnstiel: West-Berliner Wunderkammer. Das Archiv des Merve-Verlags kann erschlossen werden. In: *Merkur* 65 (2011), S. 374-377.
- Margherita von Brentano: Notiz. In: *Jacob Taubes: Abendländische Eschatologie. Mit einem Anhang*. München: Matthes & Seitz 1991, S. [vii-viii].
- Detlev Claussen: Einleitung. Kopf der Leidenschaften. Herbert Marcuses Deutschlandanalysen. In: *Herbert Marcuse: Nachgelassene Schriften*. Bd. 5: Feindanalysen. Über die Deutschen. Hg. u. m. e. Vorw. v. Peter-Erwin Jansen. Springe: zu Klampen 2007, S. 11-21.
- Richard Faber / Eveline Goodman-Thau / Thomas Macho (Hg.): *Abendländische Eschatologie. Ad Jacob Taubes*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001.
- Jürgen Habermas: Grossherzige Remigranten. Über jüdische Philosophen in der frühen Bundesrepublik. Eine persönliche Erinnerung. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 27. / 28. Juni 2011, S. 21-22.

- Dieter Henrich: In Erinnerung an Jacob Taubes (1923-1987). In: Poetik und Hermeneutik Bd. 13: Individualität. Hg. v. Manfred Frank u. Anselm Haverkamp. München: Beck 1988, S. ix.
- Max Horkheimer: Gesammelte Schriften. Bd. 17: Briefwechsel 1941 – 1948. Hg. v. Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt: Fischer 1996.
- Ernst Jünger: Besuch auf Godenholm. Frankfurt a. M.: Klostermann 1952.
- Herbert Kopp-Oberstebriink: Taubes, Jacob (Jakob) [Art.]. In: Neue Deutsche Biographie [im Ersch.].
- Herbert Marcuse: Industrialisierung und Kapitalismus im Werk Max Webers. In: Ders.: Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1965, S. 107-129.
- Ders.: Das Ende der Utopie. Vorträge und Diskussionen in Berlin 1967. Frankfurt a. M.: Neue Kritik 1980.
- Stéphane Mosès: Der Familienroman der biblischen Patriarchen. In: Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literaturforschung Berlin 4 (2003/2004) Nr. 8, S. 22–31.
- Susan Neiman: Slow Fire. Jewish Notes from Berlin. New York: Schocken 1992.
- Henning Ritter: Der Mann, der zuviel wusste. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. Januar 2008, S. Z 1-2.
- Hans-Dietrich Sander: Marxistische Ideologie und allgemeine Kunsttheorie. Basel / Tübingen: Kyklos / Mohr 1970.
- Gershom Scholem: Zum Verständnis der messianischen Idee im Judentum. In: Ders.: Judaica 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977, S. 7-74.
- Ders.: Der Nihilismus als religiöses Phänomen. In: Ders.: Judaica 4. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984, S. 129-188.
- Peter Szondi: Gutachten zur „Aufforderung zur Brandstiftung“. In: Ders.: Über eine „Freie (d.h. freie) Universität“. Stellungnahmen eines Philologen. Hg. v. Jean Bollack. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973.
- Ders.: Briefe. Hg. v. Christoph König u. Thomas Sparr. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993.
- Martin Tremml: „Just als Erzjude . . .“. Nachwort. In: Jacob Taubes: Abendländische Eschatologie. Berlin: Matthes & Seitz 2007, S. 273-287.

[Michael Angele / Herbert Kopp-Oberstebrink / Ders.]: Netzwerker, Projektmacher, Charismatiker. Die goldenen Jahre der Philosophie an der Freien Universität Berlin – Teil II: Ein Gespräch über den abwesenden Herrn Taubes, In: der Freitag, Nr. 14, 14. Oktober 2010, S. 17.